



Crain\_F\_2005a

## Umriss einer Theorie der Intersubjektivität

Fitzgerald Crain

„Umriss einer Theorie der Intersubjektivität,“ in: F. Crain, 2005, Fürsorglichkeit und Konfrontation. Psychoanalytisches Lehrbuch zur Arbeit mit sozial auffälligen Kindern und Jugendlichen, Giessen (Psychosozial-Verlag – Psychoanalytische Pädagogik) 2005, pp. 177-189.

Copyright © 2005 by Professor Dr. Fitzgerald Crain, Basel/Schweiz, E-Mail: fitzgerald.crain[at-symbol]unibas.ch

### Vorbemerkung

Die neuen Erkenntnisse der Baby- und Kleinkindforschung zwingen zu einer Überprüfung sowohl der psychoanalytischen Lehre von der Motivation menschlichen Verhaltens als auch der Entwicklungstheorie. Wie gültig ist die Triebtheorie heute? Gibt es eine frühkindliche Sexualität von Geburt an? Lässt sich das Modell einer Entwicklung vom primären Narzissmus über die orale, die anale und die phallische Phase hin zu Latenz, Adoleszenz und Erwachsensein aufrechterhalten? Wie steht es mit dem Konzept der symbiotischen Phase oder der Subphase der Wiederannäherung? Gibt es nach dem Stand der heutigen Forschung einen Ödipuskomplex im Sinne der klassischen Psychoanalyse?

Im vorliegenden Kapitel versuche ich, die theoretischen Grundlagen im Licht der modernen Erkenntnisse zu skizzieren. Dabei werde ich zwei Forschungsrichtungen einbeziehen, die beide aus der Psychoanalyse hervorgegangen sind, wobei es jeweils zu einer Trennung von der psychoanalytischen Gemeinschaft kam. Erich Fromm hat eine frühe Theorie des Selbst verfasst. Er vertrat von den 40er Jahren des 20. Jahrhunderts an ein Konzept menschlicher Motivation, das Parallelen zu Winnicott und Kohut erkennen lässt. Fromms Theorie menschlicher Aggression und Destruktivität ist immer noch weitgehend gültig. Es ist an der Zeit, dass sich die Psychoanalyse wieder ganz allgemein mit der Theorie Fromms befasst. Zweitens nehme ich Bezug auf die Bindungstheorie. Diese ging aus der englischen Objektbeziehungstheorie hervor und entwickelte sich unabhängig von der Psychoanalyse zu einem bedeutenden Forschungszweig. In den letzten Jahren ist es vermehrt zu einer Annäherung von Bindungstheorie und Psychoanalyse gekommen.

Ich stelle die Diskussion von Fromms Theorie und die Ergebnisse der Bindungsforschung an den Beginn des Kapitels. In weiteren Abschnitten behandle ich die Frage, wie eine intersubjektive Theorie menschlicher Motivation aussehen könnte und ob Konzepte wie Oralität, anal-sadistische Phase oder Ödipuskomplex heute noch ihre Gültigkeit besitzen. Im Zentrum des Kapitels steht das intersubjektive Thema von Selbstbehauptung und Anerkennung. In einem abschließenden Abschnitt diskutiere ich den Stellenwert intersubjektiver Ansätze in der Psychoanalyse von heute.



## Fromms Beitrag zu einer modernen Motivationstheorie

### *Fromm und die Psychoanalyse*

Fromm wird üblicherweise den sogenannten Neo-Freudianern beziehungsweise der kulturalistischen Schule um Karen Horney und Harry Stack Sullivan zugerechnet, wobei sich Fromm von dieser Zuordnung explizit distanziert hat (Funk, 1978, 21). Fromm dachte und arbeitete bis in die 30er Jahre hinein orthodox psychoanalytisch. Kritisch setzte er sich allerdings – auch von Ferenczi beeinflusst – schon früh mit Freud auseinander (Schmid Noerr, 2001). Im amerikanischen Exil und unter dem Einfluss von Sullivan, der von der Objektbeziehungstheorie her kommend die „Interpersonelle Psychoanalyse“ begründet hatte, distanzierte er sich von der Freud'schen Triebkonzeption. Obwohl sich Fromm auch in der Folge als Psychoanalytiker begriff und darauf verzichtete, eine eigene Schule zu begründen, wurde er, von wenigen Ausnahmen abgesehen, von der „psychoanalytischen Gemeinschaft“ kaum mehr oder höchstens in Fußnoten zum Thema Aggression zur Kenntnis genommen.

### *Die Natur des Menschen und die spezifisch menschliche Erfahrung der Entfremdung*

Der Satz von Winnicott, die Erbanlage des Menschen sei die uns innewohnende Tendenz zu wachsen und uns auf andere zu beziehen, könnte von Fromm stammen. Für den Fromm der Freud-kritischen Zeit sind wir von Natur aus auf andere bezogen. Bereits das Baby hat das Bedürfnis, etwas zu bewirken, und schon 1973 wies Fromm darauf hin, dass das Baby bereits wenige Tage nach der Geburt auf Umweltreize aus sei (2003, 494). Bei diesem Konzept des Menschen bezog sich Fromm ausdrücklich auf Freuds Begriff des Eros als eine in allen Zellen des Körpers wirksame Tendenz zu wachsen, sich zu beziehen und sich zu verbinden. Fromm bezeichnete die biologisch bedingte Tendenz des Organismus als „Biophilie“, das heißt als „Liebe zum Lebendigen“. Biologisch vorgegeben sind die Sexualität – sie ist Teil der grundsätzlich biophilen Natur – sowie die Aggression; allerdings nicht als Kraft der Zerstörung, sondern als biologisch sinnvolle Disposition, als uns zur Verfügung stehende *Möglichkeit*, auf eine bedrohliche Situation zu reagieren.

Der Begriff der Nekrophilie<sup>1</sup> bezeichnet eine spezifisch *menschliche* Tendenz, die Fromm mit der „Liebe zum Toten“ beschrieb, wobei der Begriff der Faszination von Totem und Unlebendigem wohl zutreffender wäre. Destruktivität, emotionale Entfremdung, Gier oder Sucht sind nekrophile Phänomene. Sie sind nicht biologisch vorgegeben und kein Aspekt menschlicher Natur, sondern Folge dessen, was Fromm die „condition humaine“ nannte. Was ist darunter zu verstehen? Menschen unterscheiden sich vom Tier dadurch, dass sie im Verlauf der Evolution von den angeborenen Verhaltensdispositionen, den Instinkten, relativ unabhängig geworden sind. Zugleich wurde das menschliche Gehirn differenzierter, die Lernfähigkeit größer. Menschen haben gelernt, den Verlust an Instinkten durch Werkzeugintelligenz und Reflexionsfähigkeit zu kompensieren. Die Möglichkeit der Reflexion schließt die Möglichkeit der Selbstreflexion mit ein, und diese Fähigkeit ist nicht nur ein Gewinn. Wenn wir über uns selbst nach-

<sup>1</sup> Fromm gebrauchte den Begriff der „Nekrophilie“, der im klinischen Sinn auf pathologische sexuelle Bedürfnisse einer menschlichen Leiche gegenüber hinweist, in Anlehnung an den spanischen Philosophen Miguel de Unamuno, der den Begriff 1936 als Rektor der Universität von Salamanca gegen den Faschismus verwendet hatte (2003, 372).



denken, werden wir uns unserer Endlichkeit, Begrenztheit und Verlorenheit bewusst (Fromm, 1947). Angst, Ohnmacht und das Bewusstsein, von der Natur getrennt zu sein, sind kognitive und affektive Aspekte der menschlichen Existenz. Alle Menschen machen diese Erfahrung der Entfremdung, in unterschiedlicher Weise und unterschiedlichem Ausmaß, je nach Alter, individueller Persönlichkeit oder Kultur.

Zugleich entwickeln Menschen Gegenstrategien. Es handelt sich dabei um spezifisch menschliche Motivationssysteme, die dazu dienen, die Empfindungen der Angst oder der Entfremdung ungeschehen zu machen, zu dämpfen oder im besten Fall in einer produktiven Weise ins Leben einzuordnen. Fromm umschrieb diese Motivationssysteme mit jeweils unterschiedlichen Begriffen. Er nannte sie „existentielle Bedürfnisse“, „Leidenschaften“ oder auch „nichtorganische Antriebe“. Ein Beispiel soll den Unterschied zwischen den biophilen und nekrophilen Aspekten eines Bedürfnisses sowie zwischen „produktiver“ und „nichtproduktiver“ Gestaltung dieser Motivationssysteme illustrieren. Das Bedürfnis, etwas zu bewirken, hat einen biophilen Aspekt; es ist Teil der menschlichen Natur und bereits beim Baby beobachtbar. Das Bedürfnis dient zugleich dazu, das spezifisch menschliche Empfinden der Ohnmacht und der Entfremdung zu kompensieren, abzuwehren oder erträglich zu machen. Wenn jemand von seiner Biografie und seinen Lebensumständen her einen ausgeprägt biophilen Charakter hat, so wird er oder sie dieses Bedürfnis in einer eher produktiven Weise ausdrücken. Die berufliche Tätigkeit ist dann – sofern die äußeren Umstände es zulassen – durch die Lust am Tätigsein, das Interesse an der Sache und durch Neugier bestimmt. Bei einem eher nekrophilen Charakter werden Fragen der Macht und des Status im Vordergrund stehen, und das Bedürfnis wird sich deshalb in einer nichtproduktiven Weise manifestieren. Selbstpsychologisch gesprochen würde es sich um den Versuch handeln, einen primären Defekt – Empfindungen der Leere, des Unbedeutendseins – defensiv oder kompensatorisch abzuwehren. Ähnlich kann man eine Typologie der Liebe erarbeiten. Liebe ist nicht, wie in der klassischen Psychoanalyse, auf einen Prozess der De-Sexualisierung von Libido zurückzuführen; sie ist vielmehr Ausdruck des Wunsches nach Bezogenheit. Sexualität kann sich mit Liebe verbinden, muss es aber nicht. Zugleich besitzt die Liebe auch einen Aspekt der Abwehr: Wenn ich liebe, bin ich nicht allein und fühle mich nicht verloren oder unbedeutend. Wenn ich mein Kind auf eine produktive Weise liebe, so ist die Liebe durch Freude an der Einzigartigkeit des Kindes, an seinem eigenständigen Wachstum und durch die Dialektik von Gleichheit und Differenz bestimmt. Wenn die elterliche Liebe eine eher nekrophile Tendenz besitzt und sich in einer nichtproduktiven Weise manifestiert, wird die Liebe missbräuchlich und besitzergreifend und ist beispielsweise Ausdruck der Unfähigkeit, allein zu sein.

Was ich bereits im Zusammenhang mit Winnicotts Konzept eines „falschen“ und eines „wahren Selbst“ betont habe, trifft auch auf Fromms Theorie zu: Es gibt den vollständig biophilen Menschen so wenig wie den Menschen mit einem „wahren Selbst“. Entfremdung ist ein grundlegender Aspekt *jeder* menschlichen Existenz. Unterschiedlich ist das Mischverhältnis biophiler und nekrophiler Tendenzen, unterschiedlich die Art und Weise, wie sich die „existentiellen Bedürfnisse“ manifestieren. Ob dies auf eher produktive oder nichtproduktive Weise geschieht, hängt von der individuellen Geschichte ab. Die aktuellen Lebensumstände sind zu berücksichtigen. Für Fromm sind „Produktivität“ oder „Nichtproduktivität“ beziehungsweise „Biophilie“ und „Nekrophilie“ immer auch von gesellschaftlichen und sozioökonomischen Faktoren abhängig.



## Fromms Beitrag zu einer Theorie menschlicher Aggression und Destruktivität

### *Konformistische und instrumentelle Aggression, defensive Aggression*

Im Gegensatz zu vielen Theoretikern – Lorenz zum Beispiel – differenzierte Fromm zwischen verschiedenen Formen der Aggression. Von einer eigentlichen Aggression ist bei ihm nur dann die Rede, wenn dem aggressiven Verhalten ein entsprechendes Motiv, sich zu wehren, zu zerstören oder zu unterdrücken, zugrunde liegt. Kein eigentliches aggressives Motiv besteht, wenn sich Menschen aus äußerer Notwendigkeit aggressiv verhalten, da sie sich konformistisch anpassen und einem Befehl unterwerfen (2003, 232f.). Vielleicht ist ein größerer Teil im Krieg ausgeübter Aggression „konformistischer“ Art, also auf Angst, Feigheit oder einen starken äußeren Druck zurückzuführen – was diese Form der Aggression nicht unproblematisch macht. Auch bei der „instrumentellen“ Aggression (ebd., 233f.) ist diese bloßes Mittel, um ein Ziel zu erreichen. Der Einbrecher, der eine Tür aufbricht, um in ein Haus zu gelangen, verhält sich dem Objekt gegenüber aggressiv, sein Motiv aber hat mit Aggression unter Umständen nichts zu tun.

Was die eigentliche Aggression betrifft, so gibt es jene Form des Sich-Wehrens und der Selbstbehauptung, die Mensch und Tier gemeinsam haben. Für Fromm ist diese Aggression kein Trieb im mechanistischen Sinn wie bei Freud oder Lorenz, sondern bloße *Disposition*, auf Gefahr mit Aggression zu reagieren. Aggression ist dabei nur *eine* Möglichkeit; ich kann mich der Gefahr auch durch Flucht entziehen. Fromm bezeichnete diese Form der Aggression als *defensive* und ordnete sie der biophilen Natur des Menschen zu. Er meinte, die defensive Aggression sei aus diesem Grund „gutartig“ (ebd., 219ff.), eine allerdings fragwürdige Zuschreibung. Im Gegensatz zum Tier reagieren Menschen nicht nur auf konkrete Gefahrensignale, sondern auch auf eingebildete, fantasierte oder vorweggenommene Bedrohung. Menschen verteidigen nicht nur ihr Leben, ihre Gruppe oder ihren Lebensraum – die Objekte, die als verteidigungswert und vital erscheinen, sind vielmehr vielfältig: Es kann sich um die Nation, die Flagge, den Fußballverein, das Auto oder den eigenen Status handeln. Ein großer Teil ausgeübter oder fantasiertes Aggression ist zwar „defensiv“, in seinen Auswirkungen jedoch alles andere als „gutartig“.

### *Sadismus und Nekrophilie*

Fromm (ebd., 245ff.) beschrieb mit dem Sadismus und der Nekrophilie Formen der Destruktivität, die spezifisch menschlich sind. Sadismus und Nekrophilie lassen sich nur vor dem Hintergrund der „condition humaine“ verstehen. Der Sadismus ist, wie bei Kohut, kein primär sexueller Impuls wie bei Freud, sondern eine Abwehrstrategie gegen das Empfinden der Machtlosigkeit und der Begrenztheit, wie es zur menschlichen Existenz gehört. Das Bedürfnis, etwas zu bewirken, kann sich in biophiler Weise manifestieren, indem man sich einer Sache oder einem anderen Menschen aus Interesse zuwendet. Wenn ein Mensch aufgrund seiner Biografie und seiner Lebensumstände dazu nicht in der Lage ist und sein Selbstgefühl durch tiefsitzende Machtlosigkeit bestimmt ist, kann die „Störung des Selbst“ durch Erfahrungen der Macht, der Kontrolle und der Herrschaft kompensiert werden. Manchen Menschen gelingt dies in einer sozialisierten Weise, da die Gesellschaft dazu legitime Möglichkeiten zur Verfügung stellt. Andere üben auf direkte Weise sadistische Macht aus. Wieder andere unterwerfen sich



auf masochistische Art und partizipieren dadurch an der Stärke und Überlegenheit des anderen.

Die nekrophile Form der Destruktivität ist Ausdruck einer noch ausgeprägteren emotionalen Leere, von Unbezogenheit und des Gefühls, in einer existentiellen Weise nicht beachtet zu werden. Einen Sinn der Existenz erhält ein Mensch im Extremfall vielleicht nur um den Preis der Vernichtung der Anderen. In einer weniger extremen Form manifestiert sich eine nekrophile Haltung im Hass auf die Freiheit, auf Kinder und Jugendliche oder auf andere Sitten und Kulturen. Menschen mit einer nekrophilen Grundhaltung sind laut Fromm fasziniert von Ruhe und Ordnung. Wie beim sadistischen Typus handelt es sich auch bei der Nekrophilie um eine Form der Störung des Selbst und der Bezogenheit.

## Der Beitrag der Bindungsforschung zu einer intersubjektiven Theorie

### *Bindungsforschung: Bowlby und Mary Ainsworth*

Ich habe in den vorhergehenden Kapiteln erwähnt, dass der Beziehungsaspekt in der Objektbeziehungstheorie und in der Psychologie des Selbst ein größeres Gewicht als in der klassischen Psychoanalyse erhalten hat. Fairbairn, Sullivan oder Fromm und später auch Kohut haben das Bedürfnis des Menschen, Beziehungen einzugehen, aus dem Triebkonzept herausgelöst. Am weitesten in seiner Ablehnung des Triebmodells ging John Bowlby, der Ende der 50er Jahre die Tradition der Bindungsforschung begründete (vgl. Domes, 1993, 1997, 1998, 2000/ Fonagy, 2003/ Fonagy und Target, 2003/ Köhler, 1998). Bowlby postulierte ein primäres Bedürfnis nach Bindung. Das Baby kommt mit dem angeborenen Wunsch auf die Welt sich zu binden und dadurch Sicherheit und Geborgenheit zu erlangen. In Momenten der Gefahr, zum Beispiel bei einer drohenden Trennung von der Mutter, wird das Bindungssystem des Kindes aktiviert. Das Baby sendet Signale aus: Es schreit, es klammert sich an die Mutter, die die Nähe zur vertrauten Person wiederherstellen soll. In den ersten Lebensmonaten entstehen Vorstellungen und Erwartungen, wie sich seine Bezugspersonen verhalten werden. Bowlby sprach von „internal working models of the mind“.

Bowlbys Konzept wurde von der psychoanalytischen Gemeinschaft abgelehnt. Man warf ihm nicht zu Unrecht einen behavioristischen Forschungsansatz vor. Man bemängelte, dass er sich nicht mit der inneren Realität des Kindes befasse und dass man seine Forschungsergebnisse nicht im Rahmen der Trieb- und Strukturtheorie darstellen könne. Die ersten Forschungen im Rahmen der Bindungstheorie waren tatsächlich behavioristisch ausgerichtet. Mary Ainsworth, eine Mitarbeiterin von Bowlby, entwarf Ende der 60er Jahre die experimentelle „Fremde-Situation“, mit der die Reaktion einjähriger Kinder auf das Weggehen und Zurückkommen der Mutter gemessen werden konnte. Das Verhalten der Kleinkinder interpretierte man als Indikator für die Qualität der Bindung zwischen Mutter und Kind. Auf empirischem Wege erarbeitete Ainsworth in der Folge eine Typologie der Kinder. Die einen Kinder reagierten mit Kummer auf das Weggehen der Mutter und begrüßten ihre Rückkehr freudig. Andere ignorierten sie und mieden den Blickkontakt, wenn sie wieder kam. Sie wirkten äußerlich ruhig, physiologische Messungen jedoch belegten, dass sie unter großem Stress standen. Eine dritte Gruppe reagierte ambivalent, klammerte sich an die Mutter, wollte von ihr getröstet werden und strebte andererseits auch von ihr weg. Die Typologie von Ainsworth





wurde in der Folge verfeinert und ergänzt. In einer Untersuchung von Main und Weston (1981, vgl. Dornes, 1998, 303) wurde eine Gruppe von Kindern identifiziert, die keine konsistente Bindungsstrategie aufwiesen. Sie wurden durch die Trennung in hohem Maße verstört, mieden die Mutter bei ihrer Rückkehr, versuchten den Raum zu verlassen, andere versteckten sich. Das Sicherheitsobjekt „Mutter“ war bei diesen Kindern offensichtlich gleichzeitig eine Ursache großer Angst (Fonagy, 1998, 352). Ainsworth beobachtete, dass Kinder im Hinblick auf verschiedene Bezugspersonen jeweils spezifische Bindungsmuster entwickelten. Mit der Zeit kristallisierte sich ein Muster heraus, das für ein Kind charakteristisch war.

#### *Die Variable „mütterliche Feinfühligkeit“*

Womit hing das Verhalten der Kinder zusammen? Für Ainsworth war die „mütterliche Feinfühligkeit“ – die Fähigkeit der Mutter also, das Verhalten ihres Babys angemessen zu erfassen, zutreffend zu interpretieren und adäquat darauf zu reagieren – die entscheidende Variable. Der Faktor „mütterliche Feinfühligkeit“ wies mehr oder weniger signifikante Zusammenhänge mit dem Verhalten der Kinder auf und erlaubte eine gewisse Prognose für die spätere Entwicklung. Allerdings waren die Korrelationen vor allem bei den Kindern mit hohem Risiko aussagekräftig. Dornes (1997, 213ff.) referiert verschiedene Untersuchungen, in denen die Bedeutung von Kindesmisshandlung beziehungsweise Vernachlässigung in ihren bindungstheoretischen Konsequenzen untersucht wurde. Es zeigte sich, dass misshandelnde Eltern in Stresssituationen mit den Kindern oft überfordert waren. Sie hatten Schwierigkeiten, den Affekt im Gesicht ihrer Kinder zu „lesen“ und tendierten dazu, Trauer oder Schmerz positiv umzudeuten. Das elterliche Verhalten dem Kind gegenüber war oft inkonsistent. Im Alter von zwei und sechs Jahren waren die misshandelten Kinder weniger einfühlsam als Kinder der Kontrollgruppe. Sie neigten dazu, mit Ärger statt Empathie auf den Kummer anderer Kinder zu reagieren. Misshandelte Kinder waren eher hypermotorisch, verhielten sich anderen Menschen gegenüber oft distanzlos oder misstrauisch und wiesen allgemein große Defizite in fast allen Bereichen ihrer Entwicklung auf. Auch konnte ein deutlicher Zusammenhang zu Gewalttätigkeit, Drogenmissbrauch, Alkoholismus und Suizidalität im Erwachsenenalter festgestellt werden (ebd., 233). Diese Korrelationen waren jedoch im Allgemeinen nicht so hoch, wie sich die Bindungsforschung erhofft hatte. Bindungsmuster wurden intergenerationell weitergegeben; allerdings erlaubten, von den Gruppen mit hohem Risiko abgesehen, noch so exakte Messungen keine sicheren Aussagen über den Zusammenhang von mütterlicher Bindungsqualität und kindlichem Bindungsverhalten. Mütterliche Feinfühligkeit erwies sich als zu grobe Kategorie, stellte keine zeitstabile Größe dar und war von äußeren Stressmomenten abhängig. Auch spielten Kindvariablen wie das Temperament eine Rolle. Dazu kam der Einfluss der verschiedenen „life events“ wie Trennungserlebnisse oder längere Krankenhausaufenthalte im Verlauf der Entwicklung.

#### *Zur Bedeutung der Bindungsrepräsentanzen*

Mitte der 80er Jahre wandte sich die Bindungsforschung den Bindungsrepräsentanzen der Kinder und ihrer Eltern zu. Mary Main konzipierte ein Interviewverfahren, mit dem man Mütter und Väter nach ihren eigenen Bindungserfahrungen als Kinder befragte (Dornes, 2000, 67ff.). Man interpretierte die Interviews, in denen auch Trauer oder Wut und mögliche Idealisierungen der Kindheit thematisiert wurden, nach inhaltlichen und



formalen Gesichtspunkten. Dabei wurde eine Gruppe von Müttern identifiziert, die man als „autonom“ klassifizierte. Solche Mütter erzählten ihre Geschichte auf persönliche Art, reflektierend, flüssig und kohärent. Sie relativierten ihre Darstellung, waren sich des subjektiven Moments bewusst und idealisierten die Vergangenheit nicht. Interessanterweise gehörten auch Mütter mit einer sehr schwierigen Vergangenheit in diese Kategorie. Allerdings war es ihnen gelungen, eine Misshandlung beispielsweise durch eine längere Psychotherapie zu verarbeiten, den Wiederholungszwang zu durchbrechen und damit die Weitergabe ihres Bindungsmusters an die Kinder zu vermeiden (Dornes, 1997, 240). Andere Mütter waren voll von unverarbeitetem Ärger und noch immer in oft ambivalenter Weise an ihre Eltern gebunden. Wieder andere verdrängten ihre Geschichte, idealisierten die eigene Kindheit, bagatellisierten schmerzhaft Erfahrungen oder werteten ihre Eltern ab. Andere Mütter wiederum erzählten konfus, sprunghaft, unlogisch, und ihre Geschichten waren voll von irrelevanten Details. Wichtig ist, dass die mit einem Jahr gemessene Bindungsqualität des Kindes durch die Bindungsrepräsentanz der Mütter, die im letzten Schwangerschaftsmonat erfragt wurde, besser vorhergesagt werden konnte als durch die beobachtete mütterliche Feinfühligkeit.

#### *Zur Bedeutung mütterlicher Selbstreflexion*

Der Vorhersagewert bezüglich der kindlichen Entwicklung konnte weiter erhöht werden, wenn man nach Fonagy – einem sowohl bindungstheoretisch als auch psychoanalytisch arbeitenden Forscher – die Fähigkeit der Selbstreflexion berücksichtigte. Fonagy (1998), Fonagy, et al. (2003), Fonagy, Gergely, Jurist, Target (2004) nahmen Bezug auf Mary Mains Konzept der metakognitiven Steuerung (1991). Dabei macht es für das Bindungsverhalten des Kindes einen Unterschied, ob Mütter in der Lage sind, die einem kindlichen Verhalten zugrunde liegende mentale Befindlichkeit oder Absicht zu erkennen, oder ob sie vorwiegend auf das konkrete Verhalten reagieren. Im idealen Fall vermögen Mütter, sich ihr Kind nicht nur als ein denkendes und intentionales Wesen vorzustellen, sondern dieses Bild dem Kind auch zu spiegeln. Das Kind, so Fonagy (ebd., 366), nimmt nicht nur das Bild einer Mutter in sich auf, die denkt und Absichten hat, sondern es nimmt auch eine Mutter wahr, die ein Bild von ihrem Kind als „mentalisiertes, wünschendes und glaubendes Selbst“ besitzt. Fonagy ging einen Schritt weiter und bezog sich auf den Begriff des „Containers“ des englischen Psychoanalytikers und Kleinianers Bion. Im Idealfall kann eine Mutter den Affekt ihres Kindes – seine Angst, seinen Ärger, seine Trauer – nicht nur verstehen und sozusagen in sich aufnehmen, indem sie den Affekt nachvollzieht und dem Kind ihr Verständnis mitteilt. Sie gibt dem Kind mit ihrem Verhalten auch zu verstehen, wie man mit diesem Affekt umgehen kann, und fördert damit angemessene Copingstrategien des Kindes. Eine andere Gruppe von Müttern vermag das Affektverständnis nicht zu spiegeln, sondern vermittelt dem Kind primär den aus ihrer Sicht richtigen Umgang mit dem Affekt. Solche Mütter lassen den Affekt, die Wut des kleinen Kindes zum Beispiel, offensichtlich nicht an sich herankommen (ebd., 359). Auch Köhler (1998, 380) wies darauf hin, dass „beziehungsabweisende Mütter“ lebhaftere und fröhlichere Kinder bevorzugen – und auf die Wut des Kindes zum Beispiel lachend reagieren. Wenn sich eine Mutter so verhält, vermittelt sie dem Kind eine affektabwehrende Haltung und frustriert zugleich sein Bedürfnis, Trost und Nähe zu suchen. Die Frustration weckt Aggression, die wiederum zurückgewiesen wird. Wieder eine andere Reaktion zeigen jene Mütter, die sich in ei-



nem Übermaß vom Affekt des Kindes anstecken lassen. In diesem Fall spiegeln sie dem Kind den Affekt unmodifiziert wider, das so keine Unterstützung bei der Ausbildung geeigneter Copingstrategien erhält.

### *Bindungstheorie und Psychoanalyse*

Fonagy ist einer jener Psychoanalytiker, die der Bindungstheorie nahe stehen. Dies gilt auch für Dornes oder Lotte Köhler. Seit einigen Jahren sind Bindungstheorie und Psychoanalyse in einen fruchtbaren Dialog miteinander eingetreten. Die Bindungstheorie stellt die Psychoanalyse als Theorie des Menschen sowie als therapeutische Methode vor die Aufgabe, bisherige Prämissen zu überdenken. Wenn ein erwachsener Patient emotional distanziert ist, so kann dies in „klassischer“ Weise unter dem Aspekt eines Konfliktes von Motivationssystem und Abwehr beschrieben werden. Aber kann es sich nicht auch um ein „gelerntes“ Verhalten handeln, das auf prozedural gespeicherten Bindungsmustern basiert? Ist nicht beides möglich? Angst vor Nähe bei einem erwachsenen Menschen kann auf ein gelerntes Bindungsverhalten zurückgehen, und es kann zugleich als Abwehr zum Beispiel inzestuöser Impulse gedeutet werden (Köhler, 380f.).

Bindungstheorie und Psychoanalyse ergänzen sich, gehen jedoch nicht ineinander auf. Die Bindungsforschung enthält einen objektivierenden Forschungsansatz, „Übertragung“ und „Gegenübertragung“ als Instrumente der Erkenntnis kommen nicht zum Zug. Auch geht die Psychoanalyse von vielfältigen Motivationssystemen aus – das Bindungssystem ist nur eines davon. Die moderne Psychoanalyse untersucht die auch unbewussten Erwartungsfantasien und Motive von Eltern; diese werden von der Bindungsforschung normalerweise nicht erfasst. Die Bindungstheorie sucht nach linear-kausalen Zusammenhängen und tendiert dazu, den systemischen Zusammenhang zu negieren. Menschliches Verhalten entwickelt sich jedoch in einem komplexen Prozess von Interaktionen, die als Rückkopplungssysteme zu verstehen sind (vgl. dazu das 12. Kapitel). Das Temperament des Kindes oder der Einfluss verschiedener „life events“ spielen eine Rolle. Schließlich sind die Bindungsmuster der Mütter und Väter nicht bei allen Kindern dieselben. Untersuchungen belegen, dass Geschwister nur zu 50 bis 65 Prozent den gleichen Bindungstypus aufweisen. Zwillinge sind sogar nur zu 30 bis 50 Prozent in gleicher Weise an ihre Mütter gebunden (Dornes, 1998, 327).

Gerade für sonderpädagogische Fragestellungen sind die Ergebnisse der Bindungsforschung jedoch bedeutsam. Welche nachweisbaren elterlichen Verhaltensweisen wirken sich ungünstig oder gar destruktiv auf die kindliche Entwicklung aus? Wie steht es mit der Herausbildung kohärenter Bindungsmuster? Untersuchungen zeigen, dass Kinder, die mit stark divergierenden Bindungsmustern konfrontiert sind, oft keine kohärente Strategie entwickeln (vgl. Dornes, 2000, 37ff./ Brisch, 2003). Ein chaotisches Selbstempfinden und inkohärente Selbst- und Objektrepräsentanzen können die Folge sein. Wichtig ist auch die Feststellung, wie bedeutsam Mentalisierung und metakognitive Steuerung sind, die Fähigkeit der Eltern also, sich ihr Kind als denkendes und begreifendes Wesen vorzustellen und dem Kind dieses Bild zu vermitteln. Wenn diese elterliche Fähigkeit fehlt, vermag das im Kind ein schmerzhaftes Empfinden mangelhafter oder fehlender Gegenseitigkeit hervorzurufen (Fonagy, 1998, 366f.).





## Eine pluralistische Theorie menschlicher Motivation

Im modernen „Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe“ (Mertens & Waldvogel, 2000, 737) wird unter dem Stichwort „Trieb“ die Behauptung aufgestellt, dass pluralistische Ansätze in der Psychoanalyse kaum aufzufinden seien. Ist diese Aussage haltbar? Ich habe bereits auf innere Widersprüche in Freuds Triebtheorie hingewiesen. Im Zusammenhang mit Mahler stellte ich die Frage, ob das Bedürfnis nach symbiotischer Verschmelzung einerseits, nach Differenzierung und Loslösung andererseits im Rahmen der Triebtheorie beschrieben werden kann, oder ob es sich nicht vielmehr um eigenständige Motivationssysteme handelt. Winnicott unterschied verschiedene Formen der Aggression: destruktive Aggression im Sinne von Freud beziehungsweise Klein einerseits, Motilität beziehungsweise Erkundungsaggression andererseits. Winnicott nahm an, dass es ein im Menschen angelegtes Bedürfnis des Selbst gebe, sich authentisch zu fühlen. Im Weiteren betonte er, dass Menschen den Wunsch besäßen, andere Menschen als lebendige Andere zu erfahren. Kohut verabschiedete sich vom Triebmodell der klassischen Psychoanalyse; er postulierte explizit ein menschliches Bedürfnis nach einem kohärenten Selbst und beschrieb verschiedene Motivationssysteme, die einen defensiven oder kompensatorischen Charakter besäßen, da sie dazu dienten, Erfahrungen der Kränkung oder der psychischen Leere und Unlebendigkeit abzuwehren. In neuester Zeit hat Lichtenberg (1989, 75ff./vgl. auch Dornes, 1997), ein Vertreter der modernen Baby- und Kleinkindforschung, ein pluralistisches Modell entwickelt. Am differenziertesten hat sich meiner Ansicht nach Fromm mit der Triebtheorie Freuds auseinander gesetzt. Die Aussage, es gebe kaum pluralistische Triebkonzepte in der Psychoanalyse, ist nicht haltbar. Ich gehe im Folgenden von einem pluralistischen Ansatz aus und unterscheide analog zu Fromm primäre und biologische von sekundären beziehungsweise spezifisch menschlichen Motivationssystemen. Im ersten Fall handelt es um Antriebe, die Teil unserer Natur sind und bei Mensch *und* Tier gemeinsam vorkommen. Sekundäre Motivationssysteme sind an das spezifische Wesen des Menschen gebunden, das heißt an die Fähigkeit der Selbstreflexion und damit an Erfahrungen der Angst und der Entfremdung. Die verschiedenen Motivationssysteme unterscheiden sich im Weiteren gemäß den Prinzipien, nach denen sie funktionieren. Ein Antrieb kann nach einem autogenerativen und „hydraulischen“ Prinzip funktionieren: Ein physiologisches Bedürfnis baut sich auf, die Spannung wächst, der Druck zur Entladung nimmt zu. Dies ist mit einer Zunahme von Unlust verbunden, während die Entladung und damit der Abbau von Spannung als Lustgefühl erlebt wird. Ein Beispiel dieser ersten Kategorie ist der Hunger, der am ehesten nach diesem mechanistischen Prinzip funktioniert, wie es Lorenz oder Freud beschrieben haben. Als weiteres Beispiel kann die Sexualität gelten, wobei bereits Margarete Mitscherlich (1985, 39) darauf hingewiesen hat, dies gelte „in gewissem Umfang“ für die männliche, nicht aber für die weibliche Sexualität.

Eine zweite Kategorie bilden primäre autogenerative Motivationssysteme, die einen sozusagen gleichmäßigen Energiefluss erkennen lassen. Anders als bei der ersten Kategorie summieren sich keine Energien, um bei immer größer werdendem Druck nach Entladung und damit Entspannung zu drängen. Das kindliche Explorationsbedürfnis oder das Bindungsbedürfnis gehören als primäre Antriebe in diese Kategorie (auch Tiere explorieren, auch Tiere wollen sich binden). Eine dritte Kategorie umfasst primäre Motivationssysteme, die zur Auslösung auf einen Reiz angewiesen sind. Die im Fromm'sehen Sinn defensive Aggression wird durch einen realen oder fantasierten



Angriff oder eine Bedrohung ausgelöst. Auch das Bindungsverhalten kann durch Gefahr ausgelöst werden. Diese Motivationssysteme finden sich sowohl bei Menschen als auch bei Tieren.

Schließlich unterscheide ich eine vierte Kategorie, bei der es sich um *scheinbar* auto-generative Motivationssysteme handelt. Die Energiequelle ist nicht, wie bei den primären Antriebssystemen, physiologischer Art. Der Sadismus zum Beispiel scheint auf den ersten Blick nach dem „hydraulischen“ Prinzip zu funktionieren: Er baut sich auf und sucht sich ein Objekt der Befriedigung; die Befriedigung wird als Lust erlebt, da die Spannung sinkt, und in der Folge nimmt das sadistische Bedürfnis wiederum zu. Ich kann das Phänomen jedoch auch in einem anderen Sinne interpretieren: Die „Energiequelle“ des Sadismus ist das Empfinden von Leere, Ohnmacht und Unbezogenheit; im Sinne von Kohut spreche ich von einem „primären Defekt“. Die Möglichkeit, über einen anderen Menschen Herrschaft auszuüben und Schmerzen zuzufügen, wird lustvoll erlebt, vor allem dann, wenn Herrschaft mit sexueller Lust verknüpft ist. Zugleich bleibt ein vielleicht nur diffuses oder ganz unbewusstes Empfinden von Scham und Schuld zurück. Das Gefühl der Unbezogenheit und Leere nimmt zu und muss durch immer neue Herrschaftserfahrungen kompensiert werden. Solange der „primäre Defekt“ nicht geheilt oder verarbeitet wird, bleibt die psychische Energiequelle bestehen. Der Sadismus erhält dadurch immer neue Nahrung.